

Johannes Jegerlehner

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572710>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johannes Jegerlehner.

Zum 50. Geburtstag (9. April 1921).

Von Heinrich Federer, Zürich.

Es ist nicht gleichgültig, wie man einen Schriftsteller kennen lernt, in welchem Buche man ihm zuerst begegnet und auf welcher Straße man ihm zuerst die Hand schüttelt.

Diese Begegnung ist auch gar nicht, wie es etwa scheinen könnte, ein leerer Zufall. Man ist immer schon unbewußt darauf vorbereitet, sei es durch verwandte Ideen und Bestrebungen, sei es durch eine ähnliche geistige Umwelt, sei es durch sonst eine versteckte, undefinierbare Beziehung der Seele oder des literarischen Instinktes. Fehlte das, so wäre es auch keine wirkliche Begegnung gewesen.

Heute, am fünfzigsten Geburtstag Johannes Jegerlehners, erinnere ich mich mit Behagen an einen dunkeln Nachmittag im winterlichen Zürchernebel, an eine warme Bücherkammer, an ein gelbrotes Heft der Deutschen Rundschau und an eine Novelle darin: „Heimkehr“. Daß mich Name und Wesen dieses Mannes gerade mit dieser Novelle zum erstenmal grüßte, betrachte ich noch heute als eine liebe, schöne Gnade der Musen.

Ich habe die Novelle soeben im Buche „An Gletscherbächen“*) wieder gelesen und staune genau wie das erstemal über ein so reifes Muster einer Alpenerzählung. Wenn ich sage Alpenerzählung, so meine ich da nicht das berühmte vertikale und horizontale, jedenfalls mehr geometrische als psychologische Maß, womit heute gerne eine Literatur gemessen wird, die sich mit Vorliebe in den Alpen tummelt und da sicher viel Unliterarisches verbrochen hat, so daß die Kritik sehr gut tat, vor Hypertrophie der Landschaft und Schwindsucht des Menschlichen zeitig zu warnen. Ich sage Alpenerzählung, wie ich sagen würde: eine Bauernnovelle, eine Geschichte aus dem märkischen Junfertum, ein Seeroman, nicht um ein Neufährliches der Szene zu bezeichnen, das für die Spieler darauf mit geringer Korrektur auch ins Flachland, in die Hügelregion verwandelt werden könnte. Nein, ich meine ein erzähltes Geschehen,

das nur hier möglich war, weil wie für die Bergföhre so auch für diese Bergmenschen nur hier die Bedingungen zu solchem Wuchs und Wirken gegeben sind. Der Mensch ist selbstverständlich die Hauptsache, und sein Hassen und Lieben bleibt daselbe wie überall. Aber gerade dieser und gerade so liebende, hassende Mensch wäre undenkbar ohne gerade diese Landschaft. Die Alpen sind nicht Kulisse, nicht Pathos, nicht Kleid, sie sind Luft, Licht, Nahrung, Arbeit und Feiertag dieser Menschen, sie sind sozusagen ein Stück ihres Leibes und ihrer Seele. Vielleicht blieben solche Alpengeschichten bisher noch eher die Ausnahme als die Regel; jedenfalls habe ich damit aufs gerechteste die genannte Jegerlehnersche Novelle und überhaupt sein dichterisches Streben charakterisiert.

Vor „Heimkehr“ hatte ich schon viele Berggeschichten gelesen. Aber so ergriffen hatte mich kaum eine. Ich weiß sehr gut warum. Es ist die Einfachheit und Echtheit der Sprache — man betrachte einmal die knappen Sätze, die fargen Beiwörter, die geizige Schilderung! — und es ist die ehrliche Seele dieser Novelle. Sie ist verschlossen wie der Berg und der Bergmensch, prahlt nicht mit Gefühlen, und es steckt etwas Rauhes und Keusches zugleich in ihrem Gemüt. Wie dieser Walliser aus Argentinien heimkehrt; wie er dableiben und herzkrank, wie er ist, in der gesunden Ruhe der Heimat die letzten Jahre feiern möchte; wie eine alte Liebe erwacht, nicht mehr jüngerlich, aber zäh und schwer und sich fest und fester tastend, wie es einem Fünfziger wohl passieren kann; wie Mitleid und gütige Ueberlegung eher — und ein Quentchen Bauernrealismus! — als Gegenliebe von der andern Seite schließlich Ja und Amen sagt: das alles ist mit ergreifender Einfalt und Eindringlichkeit gegeben, so wie es selbst Jegerlehner kaum noch übertroffen hat. Daß jener Herzkranke dann stirbt, wo er gerade am Ziele ist, mag mancher gegenüber der großen Zufallslosigkeit der Fabel be-

*) Bern, N. Franke.

dauern. Ich stoße mich nicht daran. Es ist nicht unwirklicher als die Wirklichkeit und kommt nicht unvorbereitet.

Gewiß hat später Jegerlehner, wie es des Schriftstellers gutes und böses Recht ist, auch etwa die großen Register der Gebirgsorgel gezogen, die Lawinen und Gletschermächte, die so leicht mehr Effekt als Wesen machen. Doch, was ist eigentlich Effekt? Ist er es schon immer, wenn der Erzähler die Unbilden der Natur mitunter einen Knoten im Menschengeschied lösen läßt? Sind wir nicht zu pedantisch-logisch geworden, zu unnatürlich-rationell, wenn wir ein Langes und Breites fragen, ob wir einen Bergsturz („Ueber unsere Kraft“) oder einen Wildbach in die Krisis der Seele fahren lassen dürfen? Mich dünken diese Willkürlichkeiten der Natur noch lange nicht so uneben als Willkürlichkeiten der überlegten literarischen Vernunft, die nur durch ihre menschliche und gedankliche Ueberkleidung auf den ersten Blick minder auffällig wirken, etwa Fallimente, ein plötzlicher nicht deus ex machina, sondern ein homo und noch lieber eine femina ex machina, eine Krankheit, ein Finanzereignis, Schiffsunglück und ähnliches — sogar in der berühmten Folgerichtigkeit Ibsens! — was genau so planlos an sich und so berechnet in diesem Falle wie ein Gewitter erscheint, nur daß dieses einer Laune der Natur, jenes einem kategorischen Imperativ des Autors (nicht seiner Fabel!) gehorcht. Und doch, beiderlei haben auch Keller und Meyer nicht gefürchtet. Im wunderbar schönen, ehrlichen und natürlichen Martin Salander findet man vom ersteren so viel wie vom letzteren bei Meyer. Oder, um nur eine von Meister Conrad Ferdinands berühmtesten Novellen zu nennen: ist es nicht ein äußerst spitz gestellter Zufall, dieses Umschütten der hochzeitlichen Barke, womit die ganze Fabel eingeleitet, ja im Keime schon begründet wird? — Will ich damit auch nur eine Ausschweifung in der Alpenliteratur entschuldigen? Keineswegs. Je weniger Zufall, desto besser, ich forrigiere: je weniger Zufall, desto mehr Kunstverstand — desto mehr Gefühl? Das ist noch eine zweite Frage.

Jedenfalls, um zu unserem Festkind

zurückzukehren, ist sich Jegerlehner in allem Alpenlärm treu geblieben, ein intimer Gemütsmensch, und in seinen besten Stücken, wahrhaft prachtvollen Stücken des alpinen Menschentums in „Malignano“,*) „Petronella“ und besonders in „Aroleid“ bemerkt man immer wieder diese große Einfachheit und Ehrlichkeit der „Heimkehr“, dieses Wortfarge, Verhalten, Schwerflüssige, so Echte, das er selber ist, und das er darum so gut in gleichgestimmten Naturen erkennt.

Seine Werke sind gewiß sehr geschätzt, doch nicht so verbreitet, besonders nicht die besten, wie sie es verdienen. Aber ich begreife das sehr gut. Denn gerade seine besten Figuren sind nicht die gefälligen Modebergleute, pathetischen Alpenheroen, Extratypen von Strahlern, Gamsjägern und andern Gefahrsuchern, sondern ganz gewöhnliche, scheinbar recht uninteressante Menschen. Unser Durchschnittslesertum, vorab die große reichsdeutsche Klientele, für die das Gebirge noch immer eine halbe Legende bedeutet, ist für eine ernste, wahre, strenge Art noch zu wenig erzogen. Wenn man sagt Berge, machen sie sofort eine unverkennbare Einstellung auf Ausnahmiszustände, gehobene Ferienerfahrungen, Abenteuer und ein bißchen Kulissenpracht. Und keine Frage, wir Erzähler aus den Bergen haben nicht wenig Schuld daran mit unseren Paraderregistern der Alpenorgel. Es gibt wenige Autoren, die nicht dreimal an die Brust klopfen müssen; etwa Jakob Böhmer ist einer. Auch Johannes Jegerlehner gehört hier zu den kleinern Sündern. Indessen gerade die Sünde gefällt dem Durchschnittsleser, und es braucht gute Weile und Bildung, bis das Gegenteil noch besser einleuchtet. Große Buchauflagen hängen von vielerlei und hoffentlich doch auch etwa von der Trefflichkeit des Buches ab. Aber manchmal muß sich doch eine große Auflage vor einer kleinen ein bißchen genieren, wie etwa ein fetter Pilz vor irgendeinem dünnen Waldblümchen.

Möge sich Jegerlehner darüber also keine grauen Haare wachsen lassen. Was ernst, wahr, gut ist, hat seinen sichern Tag.

*) Berlin, Grothe.



Johann Ulrich Schellenberg (1709—1795).

Partie aus den Schöllenen.
Leicht getönter Stich.

Lasse er sich durch keine Ungewöhnlichkeiten reizen, auch wenn wir andere immer noch darein verfallen sollten. So oft er zur „Heimkehr“ heimkehrt, wird er in seiner Art einer der überzeugendsten und—theuesten Propheten unserer Schweiz, und dazu ein ganz eigener sein. Das ihm sagen dürfen, ist wohl die—theueste Gratulation.

Nach der ersten Begegnung in der Novelle, lange nachher, begegnete ich Johannes Jegerlehner auch persönlich und, wie es sich für ihn ziemte, in den vor Mode und Sensation noch geschirmten—theuesten Tessinerbergen, wo es noch ganz selbstverständlich scheint, ohne Kragen und Krawatte zu leben. Da bestätigte sich mir, was die Novelle versprochen hatte. Zwischen seinem Leben und Schreiben, seiner Kunst und Natur gab es keinen Streit. Nur kam da noch ein Trüpplein Kantonschüler dazu. Und damit öffneten sich mir nun einige neue Fenster ins Jegerlehnersche Wesen: seine Freude an der Jugend — man denkt sogleich an seine zwei letzten, muntern Jugendbücher — sein Humor bei ihr, etwas militärisch Geordnetes und Bestimmtes, wo er leitete und lehrte — er war ja auch damals Oberstleutnant und über allem ein echt bernischer, solider, mehr im Geist als im Wort sichtbarer Schweizerpatriotismus. Damals fragte ich, niemand ahnte den Weltkrieg, ob er nicht auch der Meinung sei, daß in einem Kriege unserer Nachbarn, wo Deutschland mit einer Millionenarmee durch unsern Jura ins Französische einbrechen wollte und nun, am Rheine schon bereit gestellt, uns die Alternative stellte, entweder den Durchmarsch friedlich oder mit Gewalt zu ertragen, ob er nicht auch der Meinung huldige, daß es — Heldentum hin, Heldentum her — das Bessere sei, zwar aus ganzer Seele zu protestieren, aber nicht ein unnützes Elend über uns zu bringen, also nur den passiven Widerstand zu leisten. Nie vergesse ich, mit welcher tiefem Ernst, ja beinahe Schrecken über so einen Zweifel, Jegerlehner auf ein Soldatengeschichtlein meiner Feder wies und wie ein Richter fragte: „Stehst du nicht mehr dazu?“ — In der Tat, Jegerlehner ist unbestechlich, und nichts

liegt ihm ferner als auch nur der Schein einer Unrichtigkeit.

Darum darf ich mir wohl erlauben, hier etwas zu streifen, was wohl die—theuesten Erzähler trifft, wenn sie aus dem Gebiete ihrer Ueberzeugung in dasjenige einer fremden übergreifen. Das Wallis, wo Jegerlehner ohne Rivale herrscht, ist tief katholisch. Diesen Katholiken unterlaufen Schwachheiten persönlicher, vielfach dörfllicher, sogar völkischer Art, Neukerlichkeiten der Formen, Auswüchse, wie allem, auch dem—theuesten, was in gebrechliche Menschenhirne und —hände kommt. Jegerlehner sieht nun diese Schatten viel schärfer als ein Katholik, und das schadet gar nichts. Aber es kommt dann ohne das geringste Uebelwollen in diesem Katholizismus Persönliches und Sachliches doch so untereinander, daß dann und wann ein falscher Schein auf das katholische Wesen selbst und auf seine Ehrlichkeit in Verstand und Gemüt geworfen scheint. Im Walliser Geistlichen zeichnet der Erzähler rührend-schöne Züge, aber doch mehr im Geistlichen als Menschen statt im Menschen als Geistlichen. Die Obern sind in der Regel eine etwas imperialistische Macht, diese Bischöfe von Domo (nicht Domo d'Osola!), und haben etwas Kegerrichterliches gegenüber denjenigen Geistlichen, die dem Autor sichtlich ans Herz gewachsen sind. Viele Walliserpfarrer grollen darum diesem Freund der Kapläne. Aber so ein Pfarrer von Obertäsch täte besser, statt zu grollen, unseren lieben Dichter zu einem Glase Fendant einzuladen und ihm dabei nicht bloß die Flasche, sondern auch das Seelsorgerliche Herz und seine innerste Theologie zu entforcken, so daß durch eine große Schicht von Spinnewebe und Staub hindurch es doch schnell und gemütlich klar würde, wie das Pastorieren nach strammen Seminar-gesetzen der Bergfreiheit und der Liebe zu allem, auch zu den nicht gestempelten Schäfchen, niemals widerspricht, und daß einem braven Kaplan der genaueste Bischof es sogar nachsieht, wenn er in Ermangelung von Aushilfe in Hosen und Weste sein Faß selber ausschweifelt...

Noch etwas anderes: Jegerlehner ist ein geborner Sänger. In seinem Hause

wird beste Musik gepflegt. Seine feinsinnige Gattin, eine Meisterin in Lied und Klavierspiel, und der einzige Knabe helfen da treulich mit. Jegerlehner leitete den kleinen berühmten Ueberschichor in Bern. Trotzdem wird man nicht sagen können, daß sein Stil leicht musikalisch ins Ohr fällt. Man hört da weder Flöte, noch Klarinette. Und doch, wer sich tiefer hineinhört, vernimmt volle Musik. Es ist die Musik der Walliseralpen, tiefstönig, mit schwerem Baß, die weichen, süßen Noten gern überdeckend durch herbe Akkorde und manchmal durch jene unausgesprochene Schwermut, die bei allem Glanz und aller Firnfreiheit doch so seltsam auf unsern Alpen lastet, je tiefer es in den Schatten der Menschenwohnungen hinuntergeht.

Zu den Torten und Törtlein, die man heute auf den Kredenz Tisch des Jubilars trägt und die doch niemals besser sein können als jene, die seine liebe Frau zu Weihnachten bäckt, trage ich heute kein Gebäck, sondern eine leere Schüssel und sage: Johannes Jegerlehner, tue jetzt von deinem Mehl und Salz und Nidel drein und was es sonst noch braucht, und mach' uns eine Meistertorte daraus. Du schaffst ihr vielleicht eine historische Form oder Unterlage wie in deinem „Marrignano“; aber die ungesucht menschliche Seele wie in deiner „Heimkehr“, und das gibt dann ein solches Backwerk, daß man alle Geburtstagsübigkeiten liegen läßt und nach deiner großen Schnitte begehrt, die du uns mit einem mächtigen Wallisermesser ordentlich zerteilst. Auf!

Gottnähe

Nach einer Reihe dunkler Regentage
 Warf heut die Sonne ihre goldnen Strahlen
 Ins Zimmer mir,
 Mein Kleines Kind, entzückt vom goldnen Schimmer,
 Hebt, senkt die Händchen, will die Strahlen fassen:

Enttäuscht, daß all ihr Mühn umsonst,
 Hebt sie ihr Köpfschen auf zu mir und fragt
 In Lauten, mir allein verständlich:
 Warum denn all die Herrlichkeit so nah
 Und dennoch unerreichbar ist?

Gleich diesem Kinde bin ich selber
 Vor Deinen Strahlen,
 Die tief in mir ich leuchtend fühl.
 Auch mich verzehrt der Wunsch,
 In Worten, Liedern zu erhaschen
 All die erschaute Seligkeit,
 Und weiß es doch, daß all mein Mühn umsonst.

Gleich diesem Kinde heb auch ich mein Haupt
 Zu Deinem Angesicht, und Klage
 In Lauten, Dir allein verständlich:
 Warum denn Deine Herrlichkeit so nah
 Und dennoch unerreichbar ist?

Martha Heide, St. Moritz.